HEINRICH VON KLEIST UND WILHELMINE VON ZENGE.

EINE der wichtigsten Episoden im Leben Heinrich von Kleists, über die verhältnismässig wenig bekannt ist, bildet unstreitig das Verhältnis des unglücklichen Dichters zu seiner ersten Braut, Wilhelmine von Zenge. Zwar sind verschiedene Ausgaben seiner Briefe an dieselbe vorhanden aber die Unauffindbarkeit der Briefe der Braut an ihn ist von je her als eine bedauerliche Lücke empfunden worden. Da es leider nur zu wahrscheinlich ist, dass die Schreiberin nach dem Tode des Dichters sich ihre Briefe von seinen Verwandten zurückerbeten und vernichtet hat, so dürfte das grösste Interesse aller Kleistforscher ein Fund beanspruchen, der vor kurzem von einer Verwandten der Braut unter alten Familienpapieren gemacht worden ist. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein Brief Wilhelmine von Zenges an ihren späteren Gatten, den Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, Wilhelm Traugott Krug, in welchem sie diesem die Geschichte ihres Verhältnisses zu ihrem ersten Verlobten ausführlich berichtet. Die Darstellung trägt in jedem Satze so durchaus das Gepräge ungeschminkter Wahrheit und Aufrichtigkeit, dass dieses Schriftstück als ein ganz unschätzbarer Beitrag zur Geschichte dieses Abschnittes in Kleists Leben betrachtet werden muss. Der Wortlaut des Briefes ist folgender:—

Mein bester Freund:

Sie äusserten gestern Abend bei Ahlemanns den Wunsch, ich möchte weniger geheimnissvoll sein. Für Sie will, und werde ich nie etwas verheimlichen. Es hängt ganz von Ihnen ab, alles was meine Person betrifft von mir zu erfahren. Da ich so

sehr wünsche, dass Sie mir ganz Ihr Vertrauen schenken möchten. So will ich Ihnen den Teil meines Lebens beschreiben, welcher bis jetzt für mich der wichtigste und interessanteste war, und ich hoffe Sie werden mich Ihres Vertrauens werth finden. Dass ich von meinen Eltern sehr einfach und häusslich erzogen wurde, ist Ihnen bekannt. Von meinem 16ten Jahre an, führte mich meine Mutter in alle Gesellschaften, sie begleitete mich in grosse Assembleen, wo ich das Hofleben anstaunte, Opern, Redouten und Bälle besuchte ich, und genoss, da mir diese Freuden so ganz neu waren, dies alles eine Zeit lang mit grossem Interesse, doch blieb mein Herz bei dem allen sehr leer, und mit Freuden kehrte ich wieder in unsere stille Häusslichkeit zurück. Als ich 18 Jahr alt war bekam mein Vater das Regiment in Frankfurth. Damals trennte ich mich sehr ungern von Berlin, da ich einen sehr geliebten Bruder, und eine ebenso geliebte Freundin zurück lassen musste; doch war mein Herz noch von keinem Manne besonders gerührt worden. Mit einem tanzte, oder unterhielt ich mich veilleicht lieber als mit dem andern, doch hatte keiner besonders Theil an meiner Traurigkeit bei dem Abschiede von Berlin.

Die erste Zeit gefiel es mir gar nicht in Frankfurth, wir alle lebten noch ganz in Berlin, bis sich auch hier Menschen fanden, welche sich für uns interessierten, und uns durch mancherlei Vergnügungen zu zerstreuen suchten. Unter diesen zeichnete sich besonders die Kleistsche Familie aus.

Der Lieutenant Kleist stand damals noch bei des Vaters Regiment. Auch er kam mit seinen Schwestern beinahe täglich zu uns, und wurde von allen gern gesehen, weil er ein sehr fröhlicher junger Mann war, und uns durch seinen Scherz oft zu lachen machte. Sein älterer Bruder, welcher als Lieutenant bei der Garde stand, nahm damals den Abschied, um hier in Frankfurth zu studieren. Auch er wurde unser Nachbar, nahm aber keinen Theil an unserer Gesellschaft wenn wir zu seinen Schwestern kamen. Erst als sein Bruder nach Potsdam versetzt wurde, und seine Schwestern ihren Begleiter, und wir einen angenehmen Gesellschafter verlohren hatten, gesellte er sich zu

uns. Wir fanden aber alle, dass er die Stelle des Bruders nicht ersetze, denn er war sehr melancholisch und finster, und sprach sehr wenig. Bald aber begleitete er uns auf allen Spaziergängen, kam mit seinen Schwestern auch zu uns, spielte und sang mit mir, und schien sich in unsrer Gesellschaft zu gefallen. Damals hörte er Experimentalphisik bei Dr. Wünsch, wovon er uns gewöhnlich nach dem Colegia mit grossem Interesse unterhielt. Auch wir nahmen so lebhaft Antheil an allem was er uns darüber sagte, dass seine Schwestern wir, und noch einige Mädchen aus unserem Kreise zu dem Dr. Wünsch gingen und ihn baten auch uns Vorlesungen darüber zu halten. Dies geschahe, und wir waren sehr aufmerksame Zuhörerinnen, repetirten mit unserem Unterlehrer dem Herrn von Kleist, und machten auch Aufsätze über das, was wir hörten. Als Kleist einen Abend die Aufsätze von seinen Schwestern gelesen hatte, bat er mich ihm auch den meinigen zu zeigen; ich that es, und er fand ihn gut, nur sehr fehlerhaft geschrieben.

Er bat sich die Erlaubniss aus mir die Hauptregeln der deutschen Sprache nachgerade in kurzen Aufsätzen mittheilen zu dürfen, welches ich recht gern annahm, und recht fleissig studierte, um seine Mühe zu belohnen.

Einen Abend als ich bei Kleists war, gab er mir einen ähnlichen Aufsatz, wie gewöhnlich in ein weiss Papier geschlagen, doch wie erstaunte ich als ich es zu Haus öffnete und darin von ihm einen Brief fand, worin er mir sagte, dass er mich schon lange herzlich liebe, und ich ihn durch meine Hand sehr beglücken könne. Mir war es bis jetzt noch gar nicht eingefallen, dass ein Mann mich jemals lieben könne, denn ich fand mich immer sehr hässlich und unleidlich, und war nie mit mir zufrieden. Ich hatte ihn immer sehr unbefangen behandelt, und war ihm gut wie einem Bruder, doch liebte ich ihn nicht, und erstaunte über seine Erklärung, da ich vorher auch nicht das Geringste davon geahndet hatte, sondern immer glaubte er zöge meine Schwester Lotte mir sehr vor. Louisen machte ich zu meiner Vertrauten, und gestand ihr, dass ich ihm gut sei, doch wäre er gar nicht der Mann nach meinem Sinn. Den andern

Tag schrieb ich ihm dass ich ihn weder liebe, noch seine Frau zu werden wünsche, doch würde er mir als Freund immer recht werth sein.

Leider konnte ich es nicht verhindern ihn wieder zu sehen. Er war ausser sich über meine Antwort und wollte mir einen zweiten Brief geben, welches ich aber schlechterdings verbat. Acht Tage lang suchte er mich auf den Spaziergängen auf, da ich nicht mehr zu seinen Schwestern kam, und bat Louisen so sehr den Brief zu nehmen, und reichte ihn mir noch einmal mit thränenden Augen, so dass ich endlich bewegt wurde und ihn annahm.

In diesem Briefe fragte er was ich an ihm auszusetzen habe, und versicherte ich könne aus ihm machen was ich wolle, ich möchte ihm nur sagen wie er meine Liebe gewinnen könne. Ich schrieb ihm wieder, und schilderte den Mann wie er mich glücklich machen könnte. Er gab sich so viel Mühe diesem Bilde ähnlich zu werden, dass ich ihm endlich erlaubte an meine Eltern zu schreiben, und ihm meine Hand versprach, sobald sie einwilligten.

Er hatte etwas Vermögen, aber nicht so viel dass wir davon leben konnten, doch hatte er vom König das Versprechen in einem Amte angestellt zu werden sobald er ausstudiert habe. Meine Eltern gaben ihre Einwilligung, doch mit der Bedingung, so lange zu warten bis er ein Amt habe, welches ich auch sehr zufrieden war. Meine Ausbildung und Veredelung lag ihm sehr am Herzen. Wenn er aus dem Colegia kam so beschäftigte er sich eine Stunde mit mir. Er gab mir interessante Fragen, auf welche ich schriftlich beantworten musste, und er korrigierte sie. Er gab mir nützliche Bücher zu lesen, und ich musste ihm meine Urtheile darüber sagen, oder auch Auszüge daraus machen. Er las mir Gedichte vor, und ich musste sie nachlesen oder französisch übersetzen. Auch schärfte er meinen Witz und Scharfsinn durch Vergleiche, welche ich ihm schriftlich bringen musste. So lebte er ganz für mich, ich gewann ihn recht lieb und machte es mir zur Pflicht auch ganz für ihn zu leben. Wenn ich mir zuweilen gestand, dass er dem

Ideale von Mann, welches ich mir entworfen hatte, noch immer nicht entsprach, so dachte ich es giebt vielleicht keinen Besseren, denn ich kannte auch keinen der mir lieber war als er. Ich erfüllte mein Vorhaben redlich. Alles, was er an mir tadelte, suchte ich fortzuschaffen, und alles, was ich dachte und that, bezog ich auf ihn. So lebten wir ein halbes Jahr sehr glücklich, da hatte er sein Studium hier beendet, er ging nach Berlin, um sich dort noch mehr zu vervollkommnen und zu einem Amte vorzubereiten.

Sein Umgang war mir nun so werth geworden, dass ich bei seiner Abreise sehr unglücklich war, und ihn nachher bei jeder Gelegenheit vermisste. Alle vierzehn Tage schrieb er an mich, und so oft er konnte, war er bei mir, und war noch immer der herzliche, gute Mensch. Er hatte viel Geist, seine schnelle Fassungskraft wurde von allen seinen Lehrern bewundert, seine Phantasie war sehr lebhaft, und verleitete ihn oft zu Schwärmerei. Er hatte einen erhabenen Begriff von Sittlichkeit, und mich wollte er zum Ideal umschaffen, welches mich oft bekümmerte. Ich fürchtete ihm nicht zu genügen, und strengte alle meine Kräfte an, meine Talente auszubilden, um ihn recht vielseitig zu interessieren.

Weihnachten vor zwei Jahren kam er ganz unerwartet hier an, und sagte mir, er könne jetzt gleich angestellt werden wenn er wolle, doch wäre es ihm unmöglich ein Amt zu nehmen, die Amtsgeschäfte würden ihn unglücklich machen, auch könne er seine Freiheit nicht so aufopfern. Er fragte ob ich sein kleines Vermögen mit ihm theilen wolle, ich erschrak über dies alles sehr, ich wollte und konnte ihm weder ab- noch zurathen, um meinetwillen unglücklich zu sein, und versicherte, ich wolle alles thun, was zu seinem Glücke beitragen könne. Er reisete wieder nach Berlin, doch nicht lange nachher erhielt ich einen Brief, dessen Inhalt weit schrecklicher war als die erste Nachricht. In diesem Briefe sagte er mir, dass er jetzt die Kantsche Philosophie studiere, welche ihn so unglücklich gemacht habe, dass er es in Berlin in seinen engen vier Wänden nicht aushalten könne, er würde eine Reise machen, um sich zu zer-

streuen. Er schickte mir sein Bildnis und eine Tasse mit einer sehr hübschen Inschrift, versicherte bald wieder zu kommen, und mir recht oft zu schreiben. Auch ich schickte ihm mein Bildnis, und sagte ihm nur ein schriftliches Lebewohl. Er reisete mit seiner Schwester nach Paris, schrieb mir anfänglich oft, doch als ich seit drei Monaten keine Nachricht von ihm erhalten hatte, schrieb er mir — er werde sich in der Schweiz ankaufen, und hoffe, ich werde ihm dorthin folgen wenn er mich abholte. Ich bat ihn mit den rührendsten Ausdrücken in sein Vaterland zurückzukehren, und gestand dass ich ihm zwar folgen wolle wohin er ginge, doch würde es mir sehr schwer werden, meine Eltern zu verlassen, und besonders mich so weit von ihnen zu entfernen. Ehe dieser Brief beantwortet wurde, musste ich 5 Monat alle Posttage vergebens auf Antwort warten i Meine Hoffnung, und die Erwartung von einer frohen Zukunft, waren schon längst in mir gesunken, ich sagte mir es oft dass ich mit dem Mann nie glücklich sein würde, da ich nicht im Stande war ihn glücklich zu machen. Doch wollte ich mein Wort halten und mich ganz für ihn aufopfern. Ich war ihm so viel Dank schuldig, und nahm so innig Antheil an allem was ihn betraf, dass ich wenigstens hoffte ihn wo nicht beglücken, doch aufheitern zu können. Ich kannte seine Wünsche und wusste mich so gut in sein sonderbares Wesen zu schicken, dass ich überzeugt war, es könne ausser mir kein weibliches Wesen mit ihm fertig werden. Nach fünf Monaten erfuhr ich endlich durch seine Schwester wo er sich aufhielt, ich schrieb an ihn, und bekam zur Antwort —er habe nicht erwartet von mir noch einen Brief zu empfangen, sondern habe mein letztes Schreiben als eine Weigerung angesehen ihm nach der Schweiz zu folgen. Nach einem heftigen Kampfe habe er es endlich dahin gebracht mein Bild aus seiner Seele zu entfernen, er bäte mich deshalb nicht wieder an ihn zu schreiben. Da er durch Leichtsinn in Berlin sein Amt verscherzt habe, und durch seine Reise die Menschen zu grossen Erwartungen von ihm berechtigt habe, so könne er nicht ohne Ruhm wieder in sein Vaterland zurückkehren. Sein einziger

Versuch sei jetzt bald sein Leben zu enden.—Dieser Brief erschütterte mich tief, doch beweinte ich mehr sein trauriges Schicksal als das Meine. Ich sah es ein, dass ich nie seine Frau werden konnte, und hatte auch schon lange aufgehört es zu wünschen. Ich hatte die Kraft mich von seinem Gemälde zu trennen welches ihm sehr ähnlich war, schrieb noch einmal an ihn, tröstete ihn als Freundin, und sagte er möchte wenigstens seine Freundin nicht vergessen, sondern, mir zuweilen schreiben wie es ihm ginge, denn gewiss würde ich immer den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal nehmen. Hierauf hat er nicht geantwortet.

Zu gleicher Zeit verlor ich einen sehr geliebten Freund und Bruder,—mein Schmerz war unbeschreiblich. Ich wurde sehr krank, und mein einziger Wunsch war bald zu sterben, denn mein Leben hatte für mich alles Interesse verlohren. Der Schmerz meiner Eltern welche auch durch den Tod meines Bruders einen grossen Theil ihres Glückes verlohren hatten, erinnerte mich dass ich noch Pflichten zu beobachten habe. Ich verbarg meinen Schmerz, um sie zu trösten, und meine einzige Linderung waren jetzt bittere Thränen. Die Welt, und besonders die Männer waren mir sehr gleichgültig geworden, nur Ahlemann war mein Vertrauter, er weinte mit mir, und tröstete mich. Mit der Zeit sahe ich es ein, dass diese Trennung zu meinem Glücke sei und dankte dem grossen Führer der Menschen für meine ertragenen Leiden, denn ich fühlte dass sie mich zu einem besseren Menschen gemacht hatten.

Meine Leidensgeschichte ist zu Ende. Die Wolken haben sich zertheilt, und ich sehe eine freundliche Sonne an meinem Horizonte aufgehen. Ich lernte Sie kennen, und gleich nachdem ich Sie zum ersten mal bei Ahlemanns gesprochen hatte sagte ich zu meiner Schwester: der Mann gefällt mir. Und mit Ihrer näheren Bekanntschaft fühlte ich immer mehr dass ich für Sie, und Sie für mich geschaffen wären, ich war so glücklich Ihnen zu gefallen, und hoffe Ihrer nicht unwerth zu sein. Die offene Mitteilung meiner Jugendgeschichte wird Sie nicht beunruhigen, sie ist so war, wie ich immer gegen Sie

sein werde. Wenn Sie nicht der Einzige waren der mein Herz rühren konnte, so kann ich doch versichern dass ich noch nie so von ganzem Herzen liebte, als ich Sie liebe, und dass der Entfernte nur noch als ein erhabens Mittel, wodurch der gütige Schöpfer meine Veredelung bewirken wollte, in meinem Herzen tront.

Seien Sie ganz mein Freund, und wenn Sie in meinem Betragen auch nur das Geringste finden das nicht nach Ihrem Sinne ist, so bitte ich leiten Sie.

Ihre

WILHELMINE.

FRANKFURTH,
am 16. *Juni* 1803.

Der Brief rückt in vielen Punkten das Verhältnis des Dichters zu Wilhelmine in ein ganz neues Licht. Zunächst muss die von manchen Kleistbiographen aufgestellte Vermutung fallen gelassen werden, dass die Braut, die Tochter einer zwar adligen, aber doch von der ganzen Nüchternheit altpreussischen Offizierslebens durchdrungenen Familie, den Dichter nicht recht zu verstehen, dem kühnen Fluge seines Geistes nicht immer zu folgen vermocht habe, und ihm daher auf die Dauer nicht genügen konnte. Die ganze Art und Weise, wie Wilhelmine von Zenge hier von ihrem unglücklichen Verlobten spricht, zeigt vielmehr von so feinem Verständnis und so gerechter Würdigung desselben, dass ihr Glaube, sie werde mehr als eine andere Frau imstande sein, ihn glücklich zu machen, — soweit ein Glück bei dem unsteten Charakter des Mannes möglich war — sicher berechtigt gewesen ist.

Auch die von andern aufgestellte Behauptung, Kleist habe sich durch die pedantische, schulmeisternde Art, in der er an seiner Braut herumerzog und sie zu bilden bemüht war, das Herz derselben allmählich entfremdet, kann hiernach nicht Stand halten. Wir sehen, dass nicht nur er Wilheminen, sondern dass Wilhelmine in gleicher Weise ihn ihrem Ideal entsprechend zu erziehen und veredeln suchte, ganz entsprechend dem Ge-

schmacke eines Zeitalters, dessen Gesellschaft sich an schönen Reden über die Veredelung des Menschengeschlechts und über Selbstveredelung berauschte, und in dem Tugend und Moral die landläufigen Themen der eleganten Konversation in den Salons bildeten. In dieser Beziehung sind beide Verlobte Kinder ihrer Zeit, und weit entfernt, sie als lästig zu empfinden, erwähnt Wilhelmine ausdrücklich, wie sehr sie Kleist für diese Bemühungen zu Danke verpflichtet sei. Dieses Streben nach gegenseitiger Vervollkommnung scheint sogar ein besonders festes Band des Verhältnisses gewesen zu sein. Wilhelmine selbst erscheint in diesem Lichte recht eigentlich als der Typus der feingebildeten deutschen Frau zu Ende des 18. Jahrhunderts, wie sie Weimar vor allem, aber im beschränkteren Masse auch andere grössere Städte mit einigem geistigen Leben hervorgebracht haben: der Typus der "edlen Frau," zu der Goethe den Mann in die Lehre schickt, um genau zu erfahren, was sich ziemt, und die andrerseits "sich freut, wenn kluge Männer sprechen, dass sie verstehen kann, wie sie es meinen." Dies war das Ideal der weiblichen Bildung jener Zeit, zum Mit*sprechen* hat erst das neunzehnte Jahrhundert die Frau erzogen. Wenn später dieses Ideal seinen Wert für den Dichter verlor, so ist die Ursache offenbar in seiner eigenen Unrast zu suchen, in seinem unbestimmten und unbegrenzten Sehnen nach dem Ungewöhnlichen, Unbekannten,—"dort, wo du nicht bist, ist das Glück"—das in ihm schliesslich eine völlige Umwertung aller Werte erzeugte und ihm die Güter, die einst sein Teuerstes gewesen, jetzt als belanglos, wo nicht gar seinen höheren Interessen hinderlich, erscheinen liess. Er entwickelte sich je länger je mehr in der Richtung des Rousseau-Wertherschen Typus, der in Litteratur und Gesellschaft jener Zeit eine so häufige Erscheinung war. Wer weiss, ob er nicht, wie Goethe, die Kraft gefunden hätte, sich durch diese Phase der Entwicklung doch noch zur endlichen Klarheit durchzuringen, ob Wilhelmine ihm nicht eine Frau von Stein hätte werden können, hätte nicht die weite räumliche Trennung jene feinste persönliche Beeinflussung, die im Leben zweier Menschen eine so viel

grössere Bedeutung hat als das gesprochene oder geschriebene Wort, gerade in der entscheidendsten Zeit seiner Entwicklung unmöglich gemacht.

Denn selbst bis in seine excentrischsten Ideen vermochte Wilhelmine ihm zu folgen. Sie brach nicht mit ihm, wie so oft vermutet, weil er sie in die Fremde und in schwere, ihr ungewohnte Lebensbedingungen verpflanzen wollte. Sie ist bereit, ihn in die Schweiz zu begleiten; nur giebt sie ihm zu bedenken, ob sich nicht noch ein anderer *modus vivendi* finden liesse, in welchem ihr Glück nicht mit dem für sie wie für die Ihrigen gleich schweren Opfer einer Trennung, die unter damaligen Verhältnissen einem Abschied auf Lebenszeit gleichkam, erkauft werden müsste. Wenn es sein muss, ist sie zu allem bereit; aber angesichts der Konsequenzen für andere als sie selbst muss die Notwendigkeit und Zweckdienlichkeit dieses Opfers erst zweifellos feststehen, ehe sie den geliebten Eltern einen solchen Schmerz zufügen kann. Welches natürlich empfindende Mädchen würde, wie innig sie immer ihren Verlobten liebe, in gleicher Lage anders fühlen? Wenn nach fünfmonatigem vergeblichen Harren auf Antwort auf einen solchen Brief ein Reif auf ihre Liebe gefallen ist, so kann das nicht wunder nehmen. Dessen ungeachtet ist sie auch jetzt noch bereit, zu dem Freunde zu stehen, denn sie glaubt, dass er ihrer bedarf: ganz im Sinne der zeitgenössischen Auffassung von der Bestimmung der Frau, nur für den Geliebten zu existieren und sich für ihn zu opfern, ohne an sich selbst zu denken. Noch einmal versucht sie, ihn schriftlich zu erreichen; aber nur, um zu erfahren, dass ihre Treue für nichts geachtet wird.

Angesichts dieser Kränkung zeigt sich ihre reine, selbstlose Zuneigung wohl im hellsten Lichte. Nichts von der Bitternis der Verschmähten spricht aus ihren Worten. Wohl ist sie sich in der langen Zeit des Harrens darüber klar geworden, dass der Traum zu Ende geträumt ist, und auch, dass das Erwachen zu ihrem eigenen Besten war. Aber die Liebe, die nicht verurteilt und verdammt, sondern versteht und verzeiht, wandelt sich nicht in Hass oder Verachtung, sondern in tiefes Mitleid und

in Trauer um das Verlorene: nicht so sehr um das, was sie selbst verloren hat, als um den der Welt und sich selbst Verlornen, den ihre ahnende Seele Wege einschlagen sieht, die ihn nimmer aufwärts und dem ersehnten Ziele zuführen können. Aus dieser verstehenden, verzeihenden, rettenwollenden Liebe heraus streckt sie ihm noch ein letztes Mal die Hand entgegen, ob sie nicht doch noch einmal imstande sein könnte, seinem Leben eine Wendung zum Besseren zu geben; aber sie kann ihn nicht mehr erreichen.

Andrerseits ist auch von dem Dichter selbst, von seiner Entwicklung seit dem Beginne der Frankfurter Studienzeit bis zum Anfang vom traurigen Ende, selten ein bei aller Knappheit so klares und ihn uns so menschlich nahe bringendes Bild entworfen worden wie in diesem schlichten Berichte. Wir lernen ihn kennen als einen wunderlichen, menschenscheuen Jüngling, dem der Schatz eines reichen Innenlebens zum Danaergeschenk zu werden droht, weil er sich als Schranke zwischen ihn und seine Mitmenschen stellt. Schon ist ihm dadurch die Betätigung in dem Berufe verleidet Worden, in dem seine Familie sich seit Generationen einen ehrenvollem Namen in der vaterländischen Geschichte erworben hatte, denn sein einseitig nach innen gekehrter Geist vermochte nicht das Grosse der bedingungslosen Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze zu erfassen, die die Seele des Militärberufes ist. Er sah nur die Beschränkung seiner individuellen Freiheit, die darin lag, und er zieht den Offiziersrock aus, um sich ungehemmt durch äussere Schranken der Beschäftigung mit den Problemen zu widmen, in denen ihm die Quintessenz des Lebens enthalten scheint. So kommt er als Student nach Frankfurt. Doch seine Studien beschränken sich zunächst noch einseitig auf den Hörsaal. Er ist noch nicht zu der Erkenntnis gereift, dass "inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen" und dass "der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehret jeden, was er sei." Nur ungern nimmt er daher teil an der Geselligkeit seines Vaterhauses, bis unter den Gästen desselben Wilhelmine von Zenge seine Aufmerksamkeit erregt.

Ihr Interesse an den Dingen, die ihn selbst zur Zeit am meisten beschäftigen, zieht ihn an; als Unterlehrer des kleinen Kreises lernbegieriger Mädchen, der sich um ihn sammelt, lernt er zum ersten Male das beglückende Gefühl kennen, andern von dem Reichtum seines Geistes mitzuteilen, und die Widerspiegelung desselben in einem andern Geiste zu beobachten. In dem ganz neuen Lichte, in dem ihm diese Erfahrung den Mitmenschen zeigt, keimt in ihm der Wunsch, sich dieses Glück dauernd zu sichern durch einen Lebensbund mit dem Mädchen, das von allem ihm das grösste Verständnis entgegenzubringen scheint. Aber angesichts des entscheidenden Schrittes kehrt die alte Menschenscheu mit aller Macht zurück—er hat absolut nichts vom Soldaten in sich, der kühn zur Attacke vorgeht—und mit dem schwächlichen Notbehelf eines Briefes leitet er den wichtigsten Schritt seiner Jugend ein. Die anfängliche Enttäuschung lässt ihm das erwünschte Gut naturgemäss nur um so begehrenswerter erscheinen, und je länger Wilhelmine in ehrlichem Zweifel schwankt, desto mehr nimmt sein Gefühl eine leidenschaftlich erregte Färbung an, bis er schliesslich alles mögliche zu thun bereit ist, nur um sich ihr annehmbar zu machen. Die der Verlobung folgenden Monate sind dann wohl die einzige Zeit ungetrübten Glücks während des ganzen Brautstandes gewesen, vielleicht die einzige wirklich glückliche Zeit im Leben des Dichters. Noch in der Erinnerung daran leuchtet in Wilhelminens Beschreibung derselben ein Abglanz des Sonnenscheins, der sie erhellte, und noch lange nach Kleists Weggang von Frankfurt scheint er auch sein Leben durchleuchtet zu haben. Aber allmählich macht die Trennung ihre Wirkung geltend. Wilhelminens Einfluss tritt zurück vor dem seiner neuen Umgebung, und dieser ist nicht zum Guten für ihn. Wieder mehr oder weniger mit sich selbst allein, verfällt er aufs neue in seine introspectiven Gewohnheiten, und aus sich heraus kommt er zu keiner Klarheit. Es wiederholt sich derselbe Prozess, der ihn vor Jahren dem Offiziersberuf entfremdete: der blosse Gedanke an die Abhängigkeit und Unterordnung, die mit der Übernahme eines Amtes, worauf er doch

die ganze Zeit hingearbeitet hatte, verbunden sind, erfüllt ihn mit Abscheu; er kann sich nicht in solche Fesseln begeben. Auf einer Reise sucht er sich über sich selbst klar zu werden; aber die Schwester, die selbst ihre Sturm- und Drangperiode noch nich überwunden hat, ist keine Gefährtin, deren Gesellschaft dafür günstige Vorbedingungen schafft, und so erhöht das unruhige Reiseleben seine eigene Unruhe und Haltlosigkeit, anstatt sie zu heilen. Als er schliesslich in der Schweiz landet und das harmonische und glückliche Leben der Landbevölkerung sieht, die nichts von der Friedlosigkeit des Sohnes der Überkultur weiss, fällt er einem Trugschluss zum Opfer. Ohne sich Rechenschaft zu geben, dass Friede oder Unfriede des inneren Menschen die äusseren Bedingungen des Lebens erst schafft, verlegt er die Ursache der verschiedenen Seelenverfassung in die Verschiedenheit der äusseren Verhältnisse und beschliesst, alles von sich zu thun, was ihn mit dem Kulturkreise in dem er aufgewachsen ist, verbindet. Wilhelmine muss das Gleiche thun, oder sie können nicht mit einander glücklich werden, in seiner Verblendung gegen alles, was der höheren Kultur ausserhalb seines Alpenidylls angehört, ist es, sowie Wilhelmine nicht mit einer der seinen entsprechenden Begeisterung auf seine Ideen eingeht, für ihn ausgemacht, dass sie denselben verständnislos gegenüber steht. Er hört nicht den Ton der Liebe, der ihren Brief durchdringt; er versucht gar nicht, sich in ihre Lage zu versetzen und die Verhältnisse auch von ihrem Standpunkte zu beurteilen; er sieht nicht, wie viel grösser die Liebe sein muss, die bereit ist ihm zu folgen, obwohl es ihr schwer wird, als jene, die ihm folgen würde, weil sie gleich begeistert wäre wie er; er sieht nur, *dass* es ihr schwer wird, und damit ist sein Urteil über sie fertig. Sie ist ein Kind der Welt, der er entfliehen will, und in seine verbitterte Auffassung von dieser Welt passt es nur zu gut, dass sie ihm auch die Geliebte entreisst. So konstruiert er sich in blindem Fanatismus ihren Brief als einen Absagebrief und zerschneidet damit selbst das letzte

Band, an dem er sich vielleicht noch hätte zum Leben und Glück zurückfinden können; die Wege der beiden, die in Frankfurt so nahe dem Ziele schienen, scheiden sich fürs Leben. Wilhelmine findet in der Sorge für andere den Leitstern, der sie durch Herzeleid und Todesschatten endlich doch wieder dem Lichte entgegenführt; der Weg des unglücklichen Dichters wird einsamer und einsamer, dunkler und dunkler, bis er in den schweigenden Wassern des Wannsees sich verliert.

DR. PH. MARTHA KRUG GENTHE.